

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die meisten Beiträge in den Anmerkungen mit Literaturangaben oder gesondert so ausgestattet sind, dass ein vertiefendes Studium ohne weiteres möglich ist. Es wäre sinnvoll gewesen, Hinweise zur biographischen Literatur oder auch ihr Fehlen sofort nachzuweisen. – Die Paperbackbände haben ein ansprechendes Cover, auf dem kleine Porträtfotos der in dem jeweiligen Band besprochenen Protagonisten angeordnet sind. (Wohl zufällig – oder aus reproduktionstechnischen Gründen? – erscheint Johannes Hymmen auf dem Deckblatt in der vorletzten Reihe rechts mit einem Foto aus wesentlich jüngeren Jahren, vgl. S. 150). Wer sich der Mühe unterzieht, die Zusammenstellung dieser Bilder zum Beispiel bei unserem 4. Band zu betrachten, kann dabei bemerkenswerte und sprechende Zuordnungen oder Vereinzelungen beobachten. Dank gebührt den Herausgebern, Verfassern und der edition chrismom mit Dr. Annette Weidhas für das Erscheinen dieser eine wirkliche Lücke füllenden Reihe.

Christof Windhorst

Ulrich Rottschäfer (Hg.), „Wir denken an Euch“ Feldpostbriefe eines ravensbergischen „Heimtpastors“ im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 37), Luther-Verlag, Bielefeld 2011, 296 S., kart.

Jahrzehntelang waren Feldpostbriefe vorrangig ein begehrtes Objekt von Philatelisten. Der Sammlerblick blieb auf Umschlag und Briefmarke haften, der Inhalt dieser Ego-Dokumente interessierte kaum jemanden, sieht man einmal von einem engen Kreis von Volkskundlern und Schriftstellern ab. Seit dem Ende der 1970er Jahre sind diese Überlieferungen aber mehr und mehr in den Fokus der Geschichts- und Kulturwissenschaften gerückt. Ihrer historischen Bedeutung wurde mit einem beim Museum für Kommunikation in Berlin angesiedelten Feldpostarchiv, das vorrangig Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg sachgemäß und professionell aufbewahrt und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich macht, vor einigen Jahren Rechnung getragen (www.feldpost-archiv.de).

Feldpostbriefe ersetzen manchmal jahrelang die Kommunikation zwischen den Soldaten an der Front und ihren Familien, halfen mit, die verloren gegangenen Alltagsgespräche über zeitliche und geographische Distanzen weiter zu pflegen, Beziehungen aufrecht zu erhalten, emotionale und ideelle Nähe zu schaffen. So beinhalten Kriegsbriefe nicht nur detaillierte Schilderungen vom Kämpfen und Töten, Erobern und Rauben, sondern auch viel Alltägliches und häufig sehr viel Persönliches und Intimes – bestanden doch viele Ehen und Liebesbeziehungen jahrelang nur auf dem (Brief-)Papier. Daher ist ihre herausragende Bedeutung für die Rekonstruktion des Kriegsalltags des „kleinen Mannes“ (Wolfram Wette) unumstritten. (Briefe sogenannter „großer Männer“ waren seit jeher ein beliebter Forschungsgegenstand, auch wenn diese zumeist mit Blick auf spätere Generationen verfasst wurden und an sie daher ganz andere Fragen gerichtet werden müssen.)

Die Feldpostbriefforschung hat sich in den letzten Jahren ausdifferenziert, nicht zuletzt weil sich der Blick auf die Vergangenheit verändert und erweitert hat, sich andere Fragestellungen entwickelt haben. So bestimmt heute

weniger das militärhistorische Interesse – etwa nach dem Ablauf einer Schlacht in einem bestimmten Frontabschnitt – den Umgang mit Feldpostbriefen, sondern vielmehr sind es Fragen nach (Gewalt-)Erfahrungen, Gruppenzusammenhalt, Mentalitäten, Geschlechterdimensionen, Moral, Ethik und Religion, die mit Hilfe der Feldpost bearbeitet und durchaus auch für andere Disziplinen (Soziologie, Psychologie) fruchtbar gemacht werden.

Mit dem wachsenden Interesse an den schriftlichen Hinterlassenschaften von Soldaten ging auch das Bemühen einher, Feldpostbriefkonvolute zusammenzustellen, die von Angehörigen einer bestimmten sozialen Gruppe verfasst wurden. Eine besondere Gruppe bilden hier zweifellos Männer, die sich ausdrücklich als evangelische oder katholische Christen verstanden, als Theologen oder Diakone arbeiteten und die sich nun unversehens mit der Waffe in der Hand in einem ihnen unbekanntem Land befanden und – entgegen dem Gebot der christlichen Nächstenliebe – töten sollten und dies auch taten. Gerade in diesen Spannungsfeldern drängen sich Fragen der Moral und der Ethik geradezu auf und laden dazu ein, menschliche Abgründe auszuloten und die Dichte des „Firniss der Zivilisation“ (Jeshajahu Leibowitz) zu vermessen. Zu diesen spannenden Problembereichen sind in den letzten Jahren einige einschlägige Dokumentationen und Untersuchungen erschienen (vor allem Holzappel, Alltagsreligiosität im Krieg, 2005; Orłowski/Schneider (Hgg.), „Erschießen will ich nicht!“, 2006; Weitenhagen, „Wie ein böser Traum ...“, 2006; Winkler, Männliche Diakonie im Zweiten Weltkrieg, 2007).

„Ein glücklicher Zufallsfund“ sei, so der Herausgeber Ulrich Rottschäfer, die vollständig erhaltene Briefsammlung aus dem Ersten Weltkrieg von Johannes Meyersieck (1884–1971), zweiter Pfarrer des alten ravensbergischen Kirchspiels Hiddenhausen und zugleich Seelsorger der Gemeinden Oetinghausen und Lippinghausen. 48 Briefe sandte der Geistliche, der lebhaft bedauerte, nicht als Feldprediger ausrücken zu dürfen, zwischen dem 1. September 1914 und dem 13. Dezember 1918 an seine Gemeindeglieder – an die West- und Ostfront, in die Feld- und Reservelazarette, Ausbildungs- und Kriegsgefangenenlager. Mit seinen anfangs handgeschriebenen, später hektographierten mehrseitigen Briefen – nicht zu vergessen die zahlreichen Päckchen – bedachte er in den letzten Kriegsjahren rund 380 Gemeindeglieder, die dem Pfarrer mal mehr, mal weniger regelmäßig antworteten.

Meyersiecks Briefe folgen einem gleichbleibenden Schema: Einem Wort des Trostes, der Aufmunterung, einer gelegentlichen Bibelauslegung und der – ständigen – Versicherung, dass Gott an der Seite der Deutschen stehe, folgen umfangreiche Mitteilungen aus der Gemeinde. Dabei ist jeder Gegenstand, der den Ausgezogenen die Heimat nahe sein lässt und an ihre Erinnerungen an einen friedlichen Dorfalltag anknüpft, von Interesse: das Einbringen der Ernte, die Ankunft der ersten Schwalben, das Blühen des Kastanienbaums vor der Dorfkneipe. Zugleich versorgte Meyersieck die Soldaten mit Neuigkeiten aus ihrem ehemaligen sozialen Umfeld wie Geburten und Todesfälle, Taufen und Konfirmationen, Trauungen. Häufig flocht der Pfarrer auch Ermahnungen ein. Er warnte die Soldaten vor Alkoholmissbrauch, Karten- und Glücksspiel, vor Ehebruch und Geschlechtskrankheiten, vor Gotteszweifeln und „abergläubischem“ Handeln, das sich in sogenannten „Himmelsbriefen“, die die Soldaten vor feindlichen Kugeln

schützen sollten, materialisierte (S. 28). Rätsel und Preisausschreiben sollten für eine gewisse Kurzweil sorgen. Besonders bemerkenswert war in diesem Zusammenhang die Aufforderung Meyersiecks an seine Korrespondenzpartner, ihn für ein „späteres Dorfkriegsmuseum“ mit Gegenständen von der Front – „getrocknete Blumen v[on] 1 bestimmten Platze, [...] kleine Gegenstände aus dem Schützengraben“ – zu versorgen (S. 85).

Meyersieck spannte mit seinen Kriegsbriefen zudem ein dichtes Kommunikationsnetz zwischen seinen weit verstreut eingesetzten Gemeindegliedern, die ja, so steht zumindest zu vermuten, untereinander nur in Ausnahmefällen in brieflichem Kontakt standen. Um ihren Binnenaustausch zu fördern, forderte er die Soldaten auf, sie bedrängende Fragen an ihn zu richten, die er dann – anonymisiert – allen Mitlesern vorlegen würde. Diese „virtuelle“ Diskussionsrunde lief nur schleppend an und stieß auch nach mehrmaliger Aufforderung Meyersiecks bei den Angesprochenen auf kein großes Interesse (S. 128). Zugleich war es Meyersieck wichtig, die Ausgezogenen über alle sie interessierenden Neuigkeiten aus dem Kriegsgeschehen auf dem Laufenden zu halten: militärische Auszeichnungen, Beförderungen, Gefangennahmen, Heimaturlaube, Verwundungen und – je länger der Krieg dauerte – immer öfter über den „Heldentod“ eines Soldaten.

Dem Ansinnen Meyersiecks, seine Gemeinde zusammenzuhalten, trägt Rottschäfer im Nachhinein zusätzlich Rechnung. Alle im Buch erwähnten Namen sind fett gedruckt, somit leicht auffindbar und sämtlich in einem Register nachgewiesen. So ist es möglich, die Etappen und einen Lebensabschnitt der Mitglieder der Gemeinden Hiddenhausen, Lippinghausen und Oetinghausen nachzuvollziehen – ein für die dort lebenden Nachfahren sicherlich großer Gewinn.

Hier erschöpft sich denn auch schon fast das Verdienst des Herausgebers. Meyersiecks Briefe werden weder in die Sozial- noch Militärgeschichte eingebunden, noch wird auf die zeitgenössischen Kriegsinterpretationsangebote des Protestantismus eingegangen. So bleibt Meyersiecks Pastoration sowohl historisch als auch theologisch unangebunden, trotz zahlreicher Anmerkungen des Herausgebers.

Ulrich Rottschäfers Akribie hinsichtlich der Klärung der geographischen Lage von Schlachtfeldern, Orten und Städten, der Definition der „Eisheiligen“ (Anm. 5, S. 241), die Aufschlüsselung der „bösen Raupennester mit Hunderten von Raupen“ (S. 235) (es handelte sich um den Kleinen Frostspanner) oder der Dauer der von Meyersieck in Brief Nr. 34 vom 10. Juli 1917 erwähnten Mondfinsternis vom 4. Juli 1917 (9.34 Uhr bis 11.10 Uhr), steht in reichlichem Gegensatz zu der merkwürdig blassen, teilweise fragmentarischen Kommentierung heikler Bemerkungen Meyersiecks. So qualifiziert der Herausgeber Meyersiecks beschämende Wortwahl für die Bevölkerung der Sowjetunion als „entmenschte Horden Asiens“ (S. 220) richtigerweise als „rassistisch“ (Anm. 8, S. 226) und rekurriert zu Recht auf die „aktuellen Revolutionsunruhen im einstigen Zarenreich, die Weltrevolutions-Ideologie und die im Westen ausgeprägte Furcht vor einer ‚bolschewistischen Gefahr‘“ (ebd). Der Vollständigkeit halber wäre es indes angebracht gewesen, die Worte des Pfarrers auch auf ein in der deutschen Bevölkerung tief verankertes moralisch, kulturell und rassistisch motiviertes Überlegenheitsgefühl, das sich im Zweiten Weltkrieg radikal mobilisieren ließ, zurückzuführen.

Ähnliches ist zu konstatieren für eine Passage Meyersiecks, die er kurz nach Ende des Krieges, am 13. Dezember 1918, verfasste und die Rottschäfer komplett unkommentiert lässt, sieht man von einem kurzen Verweis auf das Kriegerheimstättengesetz vom 20./21. November 1915 ab: „Entscheidungen von ungeheurer Tragweite hat die Nationalversammlung zu treffen. Es geht um die Erhaltung und Stärkung deutscher Art und deutschen Volkstums, es gilt den Kampf gegen das immer allmächtiger werdende Judentum und die damit verbundene Mammonsherrschaft, es geht um die christliche Schule und die Durchdringung des Volkslebens mit dem Geist und den Kräften des Evangeliums, es geht auch um das deutsche Familienleben und als ein wertvolles Mittel dazu um das Kriegerheimstättengesetz und eine großzügige Bodenreform.“ (S. 276). Ein kommentierender Hinweis auf den im Laufe des Krieges zur Massenbewegung anschwellenden, nun auch rassistisch begründeten Antisemitismus, wie er etwa in der Deutschen Vaterlandspartei Gestalt annahm und gerade auch im protestantischen Deutschland Fuß fasste, wäre hier notwendig gewesen.

Hin und wieder drängt sich auch der Eindruck auf, als sei es Ulrich Rottschäfer schwer gefallen, Distanz zu seinem Gegenstand zu wahren. So bescheinigt er Meyersieck ein „eindrucksvolles pastorales Wirken“ (S. 7), das vor allen Dingen – schaut man mit Distanz auf dessen Bemühungen – aber darin bestand, kriegsmüde Soldaten für einen grausamen und – durchaus auch für die Zeitgenossen zu erkennen – sinnlosen Krieg zu motivieren. „Seelsorgerlichen Gewinn“ (S. 15) erziele man aus der Lektüre der Briefe, Meyersieck sei ein „intensiver und segensreicher Zeuge des Evangeliums“ (S. 17) gewesen, so Rottschäfer in seiner knappen Einleitung. Diese Frage zu beantworten, stünde den Adressaten zu, deren Antwortbriefe Ulrich Rottschäfer, wie er schreibt, zwar in „stattlicher Anzahl“ (S. 9) vorliegen, auf deren Abdruck er aber „aus Gründen der Unvollständigkeit, aber vor allem um die Geschlossenheit und den Duktus im Gesamtbild der Briefserie nicht zu stören“ (S. 9), verzichtet hat. Diese Entscheidung ist zu respektieren, allerdings sei ein wenig Bedauern angemeldet. Immer wenn Meyersieck aus den Briefen der Soldaten zitiert, wird es spannend. Etwa, wenn ein Soldat, von Todesahnungen geplagt, schreibt: „Ich glaube, ich komme auch nicht wieder, denn von meinen Spielleuten waren wir mit 16 Mann. Ich bin jetzt noch der Einzige.“ (S. 41). Ähnlich interessant wird es, wenn ein Soldat 1917 schreibt: „Hoffentlich wird es uns die Heimat danken!“ (S. 145) und damit die Sorgen und Zweifel an der Loyalität der sogenannten „Heimatfront“ formuliert.

Meyersieck ist es im Übrigen stets darum zu tun, das Opfer der Daheimgebliebenen zu betonen, ihren Alltag, geprägt von schwerer Arbeit, Hunger und Kohlennot, nicht vergessen zu machen. So seien die Daheimgebliebenen „mit dem Spaten bewaffnet, zu frischem, fröhlichem Kampf gegen die Aus-hungerungspläne des Feindes“ (S. 93) ausgezogen. Ulrich Rottschäfer stützt Meyersiecks Sichtweise auf die „Heimatfront“: „Mit Entschlossenheit und Patriotismus trotz die heimische ländliche Bevölkerung der dem Deutschen Reich auferlegten Handelsblockade.“ (Anm. 1, S. 96). Hier wird eine zeitgenössische Deutung des Geschehens fortgeschrieben, die mit der – mittlerweile gut erforschten – Realität der „Klassengesellschaft im Krieg“ (Jürgen Kocka) nichts zu tun hat.

Leider nimmt Rottschäfer auch keinen Bezug auf den langjährigen Sonderforschungsbereich 437 der Universität Tübingen „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“, in dessen Umkreis eine Vielzahl einschlägiger Arbeiten zu Kriegserleben und Kriegserfahrung während des Ersten Weltkriegs entstanden sind und hinter die die Forschung nicht mehr zurückfallen sollte (Holzem, Krieg und Christentum, 2009). Auch sei die internationale Konferenz „Schreiben im Krieg – Schreiben vom Krieg“ des Museums für Kommunikation in Berlin vom 13. bis 15. September 2010 erwähnt, deren Ergebnisse in einen umfangreichen Band mündeten, der 2011 erschien. Abstracts der Referentinnen und Referenten waren bereits vor dem Erscheinen der Monographie zu lesen. Nicht zuletzt sei auf die schon älteren verdienstvollen Arbeiten von Klaus Latzel und Martin Humburg verwiesen, die die soziologischen Kategorien des „Erlebnisses“, der „Erfahrung“ und des „sozialen Wissens“ (Alfred Schütz) für die Feldpostbriefefforschung überaus fruchtbar gemacht haben (Humburg, Gesicht des Krieges, 1998; Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung, 1999). Mit diesem Instrumentarium ließe sich zum Beispiel erklären, wieso ein Pfarrer einen Gutteil seiner Zeit damit verbracht hat, Menschen für einen Krieg zu begeistern, ihre berechtigten Zweifel zu zerstreuen und ihnen trotz schwerer Niederlagen Gottes Beistand zuzusichern.

Ulrich Rottschäfer ist zu danken, dass er dieses fast hundertjährige, wertvolle Schriftgut vor dem Verfall und der Zerstörung bewahrt hat.

Ulrike Winkler